

## Wie riskant ist Sicherheit? Über die Herausforderung Eigenverantwortung zuzulassen.

von Jürgen Einwanger

---

PädagogInnen und Eltern müssen sich wieder zunehmend der Herausforderung stellen authentische Freiräume für Risikolernen zuzulassen, damit wirksames Intervenieren in erlebnisorientierten Settings wieder möglich wird – hier einige Fakten und Gedanken dazu.

Inzwischen ist es eines der großen Themen in der Pädagogik geworden. Risiko als Lernbedingung. Oder wie Ulrich Beck sagt: „Risiko, ergo sum“. Das war nicht immer so. Mit besten Absichten haben z.B. Einrichtungen der Jugendhilfe jahrelang „Sicherheitsmanuale“ für ihre Freizeit- und erlebnispädagogischen Konzepte und Maßnahmen verfasst und umgesetzt. Ziel war es den Anspruch auf „Zero accident“ umzusetzen. Aber wie Walter Scheel so schön sagte „wenn nichts geschieht, geschieht auch nichts“ und ob das die Zielsetzung pädagogischer Arbeit sein soll möchte ich doch bezweifeln. Mit anderen Worten bedienen wir durch die Suche nach der absoluten Sicherheit einen Trend, hin zur pädagogischen Handlungsunfähigkeit. Wir haben uns quasi selbst Handschellen angelegt. Leidtragende sind vor allem die Kinder und Jugendlichen die wir ins Leben begleiten.

### Braucht der Mensch Risiko?

Der Mensch ist ein explorativ, eigenkonstruktiv lernendes Wesen – ein Beispiel, das gut verstanden und breit akzeptiert wird ist das „Gehen-Lernen“. Spontan und ohne zögern wird hier bestätigt, dass Gehen u.a. über Stürzen, also den Misserfolg erlernt wird. Auch hier gab es vor einigen Jahren entsprechende Fehlentwicklungen und Verirrungen, als z.B. einer Generation Eltern glaubhaft der Sinn von Lauflernwägen als Unterstützung des Lernprozesses „Gehen“ vermittelt wurde. Kinder lernten dabei zwar ebenfalls „Gehen“, aber sie lernten nicht mit „Fallen“ als mögliche Folge ihrer Handlung umzugehen. Resultat war, dass die Verletzungsmuster sich dramatisch veränderten, weil Abfangen und Abrollen nicht geübt werden konnte. Ein Indiz dafür, dass zu einem vollständigen Lernprozess auch die Möglichkeit der individuellen Risikoabschätzung, verbunden mit der Kompetenz entsprechende Handlungsoptionen zu wählen, dazugehört.

Derzeit geistert in „youtube“ Werbung für Kleinkinderhelme im häuslichen Umfeld herum – der Kurzfilm baut, wie so vieles, auf der Erzeugung von Angst und Unsicherheit bei den Eltern auf. Und tatsächlich häufen sich Beobachtungen, dass Kinder bereits zum bloßen Spiel im Sandkasten das Haus mit Helm verlassen. Bleibt zu hoffen, dass diese Einzelfälle nicht irgendwann mehr werden und unsere Kinder ihr Leben wie die Zeichentrickfigur Calimero mit „Eierschale“ auf dem Kopf verbringen müssen. Andernfalls besteht die Gefahr, dass Körpergefühl, Gleichgewicht und ein Gespür für die Konsequenzen von Grenzüberschreitung (nämlich die meiner Körpermaße) nicht mehr ausreichend gelernt wird.

In den letzten Jahren beschäftigen sich zahlreiche Untersuchungen mit diesen Zusammenhängen. So wurde z.B. vielfach das Verhalten auf Spielplätzen und die Anforderungen an die Architektur von Spielgeräten beforscht. Die Studie „Sichere Spielplätze hemmen Entwicklung“ beschreibt als ein Resultat „sechs Risiken die ein Spielplatz erfüllen sollte“ und betont deren Wichtigkeit.

Das Forschungsteam hat Kinder auf Spielplätzen in Norwegen, England und Australien beim Spielen beobachtet. Das Erforschen von Höhe, das Erleben von hoher Geschwindigkeit, der Umgang mit gefährlichen Gegenständen, die Nähe von gefährlichen Ereignissen (Feuer, Wasser), wildes Spielen

(raufen) und das selbstständige Weggehen von einer erwachsenen Aufsichtsperson sind die Kategorien in die sie das Risikoerleben eingeordnet haben. (vgl. ORF News / 19.07.2011)

Das am häufigsten erlebte Risiko war in allen Fällen das Klettern und damit das Erleben großer Höhe. „Klettergerüste müssen hoch genug sein, sonst werden sie sehr schnell langweilig“, so Ellen Sandseter, Psychologin am norwegischen Queen Maude University College. „Kinder erforschen ihre Umgebung schrittweise, und nur ganz wenige Kinder klettern gleich beim ersten Mal bis ganz hinauf.“ Laut Sandseter ist es das Beste, die Kinder schon von einem frühen Alter an diesen Herausforderungen auszusetzen. Denn Kinder wenden bei ihrem Spielverhalten die gleiche Methode wie Psychotherapeuten bei der Behandlung von Angstpatienten an, indem sie sich langsam, Schritt für Schritt, immer gefährlicheren Situationen aussetzen. „Paradoxe Weise führt gerade die Angst vor harmlosen Verletzungen zu ängstlicheren Kindern mit höherer Neigung zu psychischen Erkrankungen“, schreibt die Psychologin. (vgl. ebd.)

Zu ähnlichen Ergebnissen kamen auch australische Wissenschaftler die für ihre Studie „Safe outdoor play for young children“ („Sicheres Spielen im Freien für jüngere Kinder“) vor allem Spielplätze bei Volksschulen und Tagesbetreuungsstätten beobachteten. Das Ergebnis ist ernüchternd: Wenn Kinder nicht mehr die Möglichkeit zu aufregendem Spielverhalten haben, hat das nicht nur negative Auswirkungen auf ihre körperliche Fitness, sondern auch auf ihre soziale, emotionale und intellektuelle Entwicklung. Anita Bundy von der Universität von Sydney formulierte es so: „Es ist ein Risiko, wenn es kein Risiko mehr beim Spielen gibt.“ (vgl. ebd.)

Es gibt also genügend Information über den Stellenwert von Risikolernen für die gesunde Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Aber dennoch klafft eine Lücke zwischen Wissen und Handeln.

### **Von der Erkenntnis zur Umsetzung**

Momentan findet man Beiträge zu diesen Themen in fast jeder Fachzeitschrift für PsychologInnen und PädagogInnen, aber auch in den familienspezifischen Magazinen. Immer geht es dabei um die Notwendigkeit von Risikoerfahrungen. Sie werden als unabdingbar für die gesunde Entwicklung von Kindern und Jugendlichen postuliert. Bücher zu den Themen sind auflagenstark und werden von Antwortsuchenden gerne zu Rate gezogen – allein, das Problem bleibt: Die Schere zwischen der Erkenntnis und der Umsetzung wird eher größer als kleiner.

Einige kurze Beispiele verdeutlichen diese Entwicklung. In Österreich wurde (erstmalig) ein Kindergarten wegen Sorgfaltsverstoß zu einer Geldstrafe von 9600,00 Euro verurteilt, weil ein Mädchen von einem Baum gefallen war und sich dabei den Arm gebrochen hat. Das Urteil wurde unter anderem damit begründet, dass die Kindergärtnerin nicht in unmittelbarer Nähe des Baumes war. Als Konsequenz wird nun eine Norm gefordert, die regelt, wie viele Meter ein Kind von dem Erwachsenen weg sein darf. In Deutschland wird eine Norm geprüft die regeln soll, dass unter 14jährige „Kinder“ beim Begehen von Hochseilgärten die kein automatisches Sicherungssystem haben unter die strengste Aufsichtsstufe gestellt werden und damit nur mehr mit direkter 1 zu 1 Betreuung selbst umhängen dürfen. In der Schweiz wurde ernsthaft der Gesetzentwurf eingebracht, dass nur mehr Bergführer in einem Gelände über 800 Meter/üM mit Gruppen unterwegs sein dürfen – hier haben sich die Interessensverbände, u.a. aus der Erlebnispädagogik massiv und erfolgreich gewehrt.

Neben spezifischen Anliegen von Interessensgruppen sind es vor allem die Ängste der PädagogInnen und Eltern die solche Entwicklungen befeuern. Bei dem Vortrag eines Münchner Professors haben mich zwei Ergebnisse seiner Studien besonders beschäftigt: Laut seinen Untersuchungen hat sich der Radius von 12 – 15jährigen Kindern in dem sie sich selbständig und unbeaufsichtigt bewegen dürfen

in den letzten 50 Jahren von 25 Kilometern auf 2,5 Kilometer minimiert. D.h heute werden Kinder fast überall von den Eltern mit dem Auto hingefahren. Was das zweite Ergebnis mit erklärt. Nämlich: Die täglich geleistete Bewegung sei von 23 Kilometern auf 800 Meter gesunken. Andreas Weber beschreibt in seinem Beitrag in Geo 8/10 ein anderes Beispiel das eine ähnliche Relation herstellt: „Wie dramatisch das Recht von Kindern gezügelt worden ist, in Freiheit herumzustreifen, zeigt das zufällig untersuchte Beispiel einer Familie im britischen Sheffield. Der Urgroßvater war in den 1920er Jahren im Alter von acht Jahren zehn Kilometer zu seiner Lieblingsangelstelle marschiert. Sein Schwiegersohn durfte nach dem Krieg, gleichermaßen achtjährig, durch den anderthalb Kilometer entfernten Wald streifen. Auch zur Schule ging er allein. Dessen Tochter stand es in den 1970er Jahren immerhin frei, mit dem Rad durch die Nachbarschaft zum Schwimmen zu fahren. Ihr eigener Sohn jedoch, ebenfalls acht, darf sich allein nur bis ans Ende der Straße bewegen – und wird mit dem Auto zur Schule kutschiert.“

Bleibt die Frage, warum dies trotz besseren Wissens so ist – warum Gesellschaft und Eltern, die ja das Beste für ihre Kinder wollen, deren Entwicklungsbedürfnissen oft im Wege stehen.

### **Challenge by choice – aber welche Wahl haben Kinder denn noch**

Es ist nachvollziehbar, dass sich die Bedeutung von Kindern für die Biografie der Eltern völlig verändert hat. Zwei Generationen zurück, waren 5 und mehr Kindern in einer Familie keine Seltenheit – heute liegt der Durchschnitt in Österreich bei 1,28 Kindern pro Frau – d.h wir haben zum überwiegenden Teil Einzelkindsituationen. Die „Unversehrtheit“ dieses einen Kindes steht im vollen Aufmerksamkeitsfokus der Familie. Das Kind ist Mittelpunkt des Lebens für die beiden Eltern, evtl. für vier Großeltern und vielleicht auch noch für einige kinderlose Onkels und Tanten. Dieser Gedankengang ist natürlich nur halb ernst gemeint, kann aber, als ein möglicher Aspekt für die stetig steigende Überbehütung, die Nachvollziehbarkeit dieser Entwicklung unterstützen. Selbstverständlich gibt es noch eine ganze Reihe anderer Gründe für diese Veränderungen. Wichtig scheint mir, diese Veränderungen wahrzunehmen und die Tragweite zu verstehen.

Malte Roesler, Autor des Buches „Kinder raus“, meint im Juli 2011 im Interview mit der Tageszeitung „der Standard“: „... Die Ängstlichkeit der Eltern ist ein grundsätzliches Problem: Die Kinder werden in Watte gepackt, aber für Kinder ist das eine Zwangsjacke. Der Fürsorgeterror ist der blanke Horror. Ich erlebe das immer am Spielplatz, was den Kindern so alles verboten wird. Bei jedem Pups mischen sich die Alten ein. Das ist auch respektlos.“ Und aus dem "American Journal of Play" zitiert Johannes Pernsteiner in einer Aussendung des „presstext“ im August 2011 zum Thema „Ausrottung des freien Spiels schadet Kindern“ : „Für die Frage, was das Spielen ausgerottet hat, werden viele Faktoren angeführt. Für Hara Estroff Marano, Autorin von "A Nation of Wimps" (Land der Weicheier), tragen die Eltern die Hauptverantwortung, da sie für ihre Kinder eine perfekt kontrollierte Umgebung erschaffen, die ihnen die Werbung schmackhaft macht. Deutlich werde das etwa an überzogener Hygiene, jedoch auch in den Parks. "An einem schönen Sonntagmorgen sieht man viele Väter auf Spielplätzen. Bei jedem Kind steht ein Vater, der es am Ende der Mini-Rutsche auffängt und jede Bewegung coacht. Jegliches Spielen wird so verhindert", so die US-Psychologin.“

Kinder und Jugendliche haben scheinbar keine große Wahl mehr. Eigenverantwortete Bewegungs-Spiel-Räume sind ganz offenbar eher eine Seltenheit geworden. Damit Kinder lernen können, die für sich richtige Entscheidung zu treffen und damit das Ausmaß der Herausforderung zu wählen, muss es aber auch etwas zu entscheiden geben, braucht es fordernde Situationen.

Betrachtungswert erscheint mir daher unser Umgang mit dem Anspruch an „Fordern“. Eine gängige Formel dazu ist: „Unterforderung erzeugt Langeweile – Überforderung erzeugt Frust“. Gelingt es uns als Erwachsenengeneration für unsere Kinder eine Balance innerhalb des Spektrums herzustellen ist das eine der zentralen Bausteine des geforderten Umstiegs von der „Bewahrungs- zur Bewährungspädagogik“. Entwicklung wird dann möglich, wenn durch die Bewältigung neuartiger

Situationen bisher nicht integrierte Verhaltensmöglichkeiten erprobt werden und je nach Erfolg diese beibehalten oder adaptiert werden kann.

Eltern wie PädagogInnen müssen wieder mehr „Mut zum Risiko“ entwickeln, um Kinder und Jugendliche bei dem Betreten von für sie neuen, und damit mit Unwägbarkeiten Risikoräumen zu begleiten. Diese zuzulassen heißt Entwicklung zuzulassen – diese aus eigenen Ängsten zu verhindern heißt Entwicklung zu hemmen!

### **Lernen mit Unsicherheit zu leben**

Eine Gesellschaft hat die Aufgabe die kommende Generation auf ihr Leben vorzubereiten. In Zeiten zunehmender Verunsicherung ist dies ein immer komplexer werdendes Anliegen. Ein Begriff der hier immer öfter auftaucht ist die Ambiguitätstoleranz. Eine Fähigkeit die die differenzierte Betrachtung von Widersprüchen und Irritationen ermöglicht und konstruktive Handlungsfähigkeit auch bei Verunsicherung erhält. Ambiguitätstoleranz lässt sich beispielsweise erhöhen, indem man Kontrollillusionen aufgibt, den eigenen Denkstil ändert und die Grenzen des eigenen Wissens anerkennt. (Vgl. Ursula Nuber in Psychologie heute 12/12. S 23) Das frühe Erlernen mit Unsicherheit umzugehen, hat einen enormen Einfluss auf die Ausprägung dieser Fähigkeit. Wer lernt sich Herausforderungen und Risiken zu stellen, Lösungen zu suchen und flexibel immer wieder neue Situationen zu meistern der kann diese Fähigkeiten aufbauen. Wie wichtig das ist, wird deutlich wenn man den Untersuchungsergebnissen des Soziologen Wilhelm Heitmeyer Aufmerksamkeit schenkt, der herausgefunden hat, dass das Ambiguitätstoleranz-Defizit-Syndrom zu stark steigender Gewaltbereitschaft führt. (Vgl. ebd. S 23)

Dass Jugendliche und junge Erwachsene in fast allen Lebensthemen vermehrt „Unsicherheit“ vorfinden ist bekannt und oft beschrieben. Dass aber der Erlebnis- und Erfahrungsfreiraum junger Menschen einen direkten Zusammenhang mit deren Fähigkeit hat später ihr Leben in diesen Punkten zu meistern ist noch zu wenig bewusst. Andernfalls ist kaum verständlich, warum sich die pädagogische Praxis dieser dringenden Themen kaum stellt und sich noch immer mit der Formel. „Ich würde ja, aber die Vorschriften erlauben es mir nicht“ aus der Verantwortung stehlen.

Um also unsere Kinder auf die Herausforderungen ihres Lebens vorzubereiten, müssen auch wir wieder lernen mit offenen Situationen umzugehen und Abschied von der „Sicherheit“ nehmen, die es ohnehin nicht gibt.

Eine Übung, bei der beide Seiten, die des Risikobereiten und die der Begleiterin ausprobiert und reflektiert werden können, möchte ich hier zum Abschluss noch kurz vorstellen.

### **Ein Beispiel für die Praxis – das „Risikolabyrinth“ (vgl. „Mut zum Risiko“, Einwanger, 2007 S.264)**

Diese Übung eignet sich, um den Zusammenhang zwischen Risikobereitschaft und Entscheidungsfindung praktisch erlebbar zu machen, aber auch Anforderungen an diejenigen, die Menschen in Risikosituationen begleiten, werden deutlich.

Beschreibung: In einer großen und gut ausgestatteten Turnhalle wird mit allen zur Verfügung stehenden Geräte eine Art Hindernissparcour aufgebaut. Dieser wird von einem Netz an Schnüren überspannt, die sich an möglichst vielen Stellen kreuzen. Die Wege, die durch die Schnüre vorgegeben sind, sind unterschiedlich schwierig, wobei der „Schwierigkeitsgrad“ bei jeder Kreuzung durch eine spezielle Zahl von Wäscheklammern angegeben wird. So weist z. B. eine einzelne Klammer auf ein relativ hindernisfreies Wegstück hin, während fünf Klammern eine wilde Kletterei über schwebende Langbänke bedeuten können.

Risikooptimierung: Bei dieser Übung werden bewusst Hindernisse mit einem gewissen Verletzungsrisiko eingebaut. Auf diesen Umstand wird in der Anmoderation dezidiert hingewiesen – die dadurch besonders hohe Konzentration der jugendlichen TeilnehmerInnen verhindert Unfälle.

Aufgabenstellung: Durchgeführt wird diese Übung mit max. 20 TeilnehmerInnen, die in Paaren zusammen gehen. Eine/r von beiden ist durch das Tragen einer Augenbinde blind und durchwandert das Risikolabyrinth – der/die Begleiter/in geht mit und beantwortet ausschließlich vom „Blinden“ aktiv gestellte Fragen zur unmittelbar bevorstehenden Strecke, von sich aus gibt er/sie keine Auskunft. Es gibt keinen Ausgang aus dem Labyrinth – den hat man quasi erreicht, wenn man glaubt, genug Erfahrung gesammelt zu haben und beschließt, die Rollen zu tauschen oder aufzuhören – aber das Labyrinth verlangt viele Entscheidungen über den weiteren Weg. Entscheidungen über das Risiko, das der/die durchführende Blinde bereit ist einzugehen, Entscheidungen über die Informationen, die es braucht, um sich gut bewegen zu können, etc. denn, ein einmal eingeschlagener Weg sollte nicht mehr abgebrochen werden! Die Übung kann jederzeit beendet werden – spätestens wird aber nach einer halben Stunde gewechselt.

Nachbesprechung: Die Reflexion ist beim Risikolabyrinth sehr wichtig und sollte auf keinen Fall weggelassen werden. Neben den eigenen Strategien im Umgang mit Risiko lässt sich anhand dieser Übung auch der Stellenwert von Information, Begleitung und Kommunikation herausarbeiten. Vor allem geht es natürlich um die Rolle des/der „blinden Durchführenden“. Aber auch die Frage, wie es denn als „BegleiterIn“ ist, nicht aktiv agieren zu dürfen, macht deutlich, wie schwierig es manchmal ist, nicht die Verantwortung für andere zu übernehmen. Hilfreiche Fragen können sein:

- Welche Strategie habe ich verfolgt?
- Was für ein Risikotyp bin ich?
- Wie wichtig sind Information und Begleitung für mich?
- Wie gehe ich mit meinen Grenzen um?
- Wie gestalte ich Entscheidungsprozesse?
- ...

Auf der Ebenen der BegleiterInnen könnten Fragen wie

- Konnte ich die Anweisung, ungefragt keine Auskunft zu geben einhalten oder habe ich „ungefragt“ Informationen gegeben?
- Halt ich es aus, Risikosituationen zu begleiten, oder sind eigene Ängste mir im Weg?
- ...

wichtig sein.

---

**Autor: Dipl. Sozialpäd. (FH) Jürgen Einwanger**

(Leiter der Alpenverein-Akademie und Bildungsreferent der Alpenvereinsjugend des Oesterreichischen Alpenvereins, Lehrgangsleitung des Akademischen Lehrgangs Erlebnispädagogik der FH Campus Wien; Lehrbeauftragter für Freizeitpädagogik der FH Campus Linz, Mitglied im Leitungsteam von risk´n´fun, Kurator von risflecting © und Forum Lebensqualität Österreich / Herausgeber des Buches „Mut zum Risiko“)

## **Literaturverzeichnis:**

### Herausgeberband:

Einwanger, J., Einwanger, J. (Hrsg.) (2007). Mut zum Risiko. München: Reinhardt Verlag.

### Artikel in einer Fachzeitschrift:

Weber, A. (2010). Kinder raus in die Natur! Geo Magazin, Nr8/10

Nuber U. (2012). Weil es oft anders kommt: Die Kunst, mit Unsicherheit zu leben Psychologie heute, S 23)

### Internet:

www.news.ORF.at / Thema: „Studie: Sichere Spielplätze hemmen Entwicklung“ / Story: „Sichere Spielplätze hemmen Entwicklung“ (Publiziert am 19.07.2011)

www.standard.at / STANDARD Zurück zur Natur / Malte Roeper "Bewegung im Freien ist ein Grundbedürfnis" (Publiziert 08. Juli 2011)

Presstext / Redaktion Johannes Pernsteiner „Ausrottung des freien Spiels schadet Kindern - Psychologen warnen vor vollen Stundenplänen und zu viel Vorsicht“ QUELLE [www.journalofplay.org](http://www.journalofplay.org)

## **Schlagworte:**

Risiko, Eigenverantwortung, Risikobalance, Entwicklungsraum, Freiraum, ...